

GIFTMORDE 1

15 TÖDLICHE ANLEITUNGEN



Andreas M. Sturm (Hrsg.)



KRIMIANTHOLOGIE

Sturm, Andreas M: Giftmorde 1. 15 tödliche Anleitungen. Anthologie. Hamburg, edition krimi 2022

2. Auflage 2022

ISBN: 978-3-946734-26-0

Lektorat: Kerstin Müller, Andreas Müller

Umschlaggestaltung: © Annelie Lamers, edition krimi

Umschlagmotiv: © 1st8/photocase.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die edition krimi ist ein Imprint der Bedey & Thoms Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© edition krimi, Hamburg 2022

Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.edition-krimi.de>

Gedruckt in Deutschland

Andreas M. Sturm (Hrsg.)

Giftmorde 1

15 tödliche Anleitungen

Anthologie



edition
krimi

Anthologie

ANLEITUNGEN

Andreas M. Sturm	
<i>Leitfaden der tödlichen Flora</i>	7
Connie Roters	
<i>Eibe: Immergrünes Vergessen</i>	9
Andreas M. Sturm	
<i>Gefleckter Schierling: Tödliches Halloween</i>	23
Angela Temming	
<i>Christrose: Für Schweine zählt nur Protein</i>	41
Gisela Witte	
<i>Schwarzes Bilsenkraut: Des Teufels Rezept</i>	61
Franjo Terhart	
<i>Prachtlilie: Monsieur Truffe</i>	81
Mario Schubert	
<i>Tollkirsche: Dämonenaugen</i>	99
Mandy Kämpf	
<i>Herbstzeitlose: Kleine Nachbarschaftsmorde</i>	115
Frank Kreisler	
<i>Engelstrompete: Bumerang</i>	129

Traude Engelmann	
Gewöhnlicher Goldregen: <i>Zu gut für diese Welt</i>	147
Patricia Holland Moritz	
Alraune: <i>Alraunenmord</i>	167
Francis Mohr	
Weißer Germer: <i>Hammerwurz</i>	185
Ingrid Schmitz	
Rizinus: <i>Lass uns sterben</i>	205
Jan Flieger	
Roter Fingerhut: <i>Die Löwin</i>	217
Martina Arnold	
Blauer Eisenhut: <i>Das Prickeln</i>	223
Andreas M. Sturm	
Hortensie: <i>Abschied</i>	239
Autoren: <i>Die Giftmischer</i>	247

LEITFADEN

DER TÖDLICHEN FLORA

Die Geschichte des Giftmordes ist mit Sicherheit ebenso alt wie die Leidenschaften, die ihn auslösten. Gier, Hass, Neid und Eifersucht waren schon immer starke Beweggründe mit Giften zu experimentieren. Es ist durchaus vorstellbar, dass ein missgünstiger Höhlenbewohner seinem Jagdkollegen die ständig größer ausfallende Jagdbeute oder das attraktivere Steinzeitweibchen nicht gönnte und ihn durch ein giftiges Gewächs aus dem Weg räumte.

Während der folgenden Jahrhunderte wurde das Töten durch Gift weiter kultiviert. In der Antike starb der Philosoph Sokrates, nachdem er von seinen Mitbürgern 399 v. Chr. zum Trinken des Schierlingsbechers verurteilt worden war. Und der Fakt, dass Kaiser Trajan 117 n. Chr. den Anbau von Eisenhut verbieten ließ, zeigt deutlich, welcher Popularität sich Gifte in dieser Zeit erfreuten.

Im Mittelalter waren es vor allem Frauen, die durch ihre Tätigkeiten, wie häusliche Krankenpflege und die Zubereitung von Mahlzeiten, Kenntnisse über die Wirkungsweise von Pflanzen und Kräutern erlangten. Da es dem weiblichen Teil der Bevölkerung meist untersagt war Waffen zu führen, blieb ihnen, wenn sie einen missliebigen Zeitgenossen unter die Erde bringen wollten, nur der Griff zum geheimen Giftvorrat übrig. Und einige der Giftmischerinnen werden nicht nur aus Gründen der oben aufgeführten Laster im Giftbuch geblättert haben. In vergangenen Tagen soll es Ehegatten gegeben haben, welche die häusliche Tyrannei übertrieben und damit das Verhängnis selbst herausforderten.

Auch in unseren Tagen ist das Thema Giftmord nicht abgeschlossen. Es gibt mehrere Studien darüber, wie viele Morde in Deutschland im Jahr unentdeckt bleiben. Man schätzt die Zahl auf 1200 bis 2000. Dabei kann davon ausgegangen werden, dass bei einem Großteil der Tötungsdelikte Gift im Spiel ist. Im Gegensatz zu vergangenen Jahrhunderten ist es derzeit aber dank der Fortschritte in der Medizin möglich, Gifte im Körper nachzuweisen und so den Täter zu überführen.

Bei den Geschichten in der vorliegenden Anthologie haben sich die Autoren aber nicht ausschließlich vom Ernst der Thematik leiten lassen. Einige der Kurzkrimis sind mit einer großen Prise schwarzen Humors gewürzt. Auch die geänderte Rollenverteilung in der Familie wurde nicht außer Acht gelassen. Immer mehr Männer greifen zum Kochlöffel, zaubern köstliche Mahlzeiten und so rückt in einigen Geschichten der Mann nicht nur als Opfer in den Fokus des Geschehens.

In den fünfzehn Kurzgeschichten konnte die Vielfalt der existierenden Giftpflanzen nur angerissen werden, aber von der sagenumwobenen Alraune über Fingerhut, Eibe und Goldregen bis zur Hortensie – um nur einige zu nennen – werden mithilfe dieser tödlichen Gewächse finstere Mordkomplotte geschmiedet. Und dabei geht es deutlich zur Sache: Probleme im Eheleben, Rache, Geldgier, ein ungeliebter Nachbar und natürlich Eifersucht genügen als Motiv vollkommen, um mal sarkastisch, mal spöttisch oder auch makaber die kleinen Gemeinheiten unserer Gesellschaft zu geißeln.

Ich wünsche allen Krimifreunden ebenso viel Spaß beim Lesen der spannenden Geschichten, wie ihn die mitwirkenden Autorinnen und Autoren beim Schreiben hatten.

Andreas M. Sturm

Connie Roters

IMMERGRÜNES VERGESSEN

Eibe

Er starrt die Tasse an und greift nach dem Schnaps, lauscht den regelmäßigen Atemzügen seiner Mutter und leert das Glas in einem Zug. Seine Kehle brennt, Tränen steigen ihm in die Augen. Er blinzelt sie weg und starrt wieder auf die Tasse mit dem frisch gebrühten Eibentee.

Seine Mutter hustet. Er steht auf, nimmt die Tasse und stellt sich vor ihr Pflegebett. Sie schlägt die Augen auf, blickt ihn überrascht an, dann in den Raum und seufzt.

»Ich habe dir einen Tee gemacht«, teilt er ihr mit bewusst fester Stimme mit, stellt die Tasse auf den Nachttisch und setzt sich auf den Stuhl neben dem Bett.

Sie runzelt die Stirn, dann der Moment des Erkennens. Ihre Gesichtszüge entspannen sich und ein Lächeln breitet sich aus, ein Strahlen, das bis in die wässrig blauen Augen reicht, die sich zu kleinen Schlitzern verengen. Sie hebt die Hand, um seine zu greifen, verfehlt sie aber, weil er sie blitzartig zurückzieht. Er will jetzt nicht, warm und weich, ihre in seiner spüren, will ihre Freude nicht sein Herz berühren lassen, nicht jetzt, nicht kurz vor dem Ende.

Dennoch versucht er ihr zuliebe ein Lächeln, springt dann auf und eilt zurück zum Tisch, wo der Schnaps auf ihn wartet. Gierig leert er das Wasserglas, spürt die Wärme und die Wirkung des Alkohols, der langsam seine Gehirnzellen betäubt. Er fühlt sich fast fröhlich, stellt das Radio an. Reinhard Mai singt von der Freiheit über den Wolken.

»Mama, da bist du auch bald. Über den Wolken«, erzählt er ihr.

»Guter Junge«, sagt sie und klatscht freudig in die Hände.

Er wundert sich über die klaren Worte, nach Wochen desolater Silben und Wortfetzen, deutet es als positives Omen, gießt sich noch ein Glas Schnaps ein und protestiert zu.

»General Peter, undercover, im geheimen Einsatz ›Eibentee«, stellt er sich dem anderen Ich vor und ergänzt: »Auftrag streng vertraulich.«

Dann kneift er die Augen zusammen, um klarer sehen zu können und fixiert die Tasse mit dem Giftgemisch. Hundertfünfzig Gramm Eibennadeln, zehn Minuten aufgekocht und zehn Minuten gezogen. Der Tod tritt durch Atemlähmung und Herzversagen ein. Ein schneller Tod, der nicht länger als dreißig Minuten braucht.

Seine Mutter hatte ihm von diesem Trunk erzählt, damals, als sie noch denken und reden konnte und auf den immergrünen männlichen Eibenbaum im Garten gedeutet. Sie nannte das Taxin seiner Nadeln das Gift des Wahnsinns, erzählte von der Jagdgöttin Artemis, die mit Eibengiftpfeilen die Töchter der Niobe getötet hatte, von den Kelten, die ihre Pfeilspitzen in Eibennadelabsud tauchten, und nach der ersten Flasche Wein beichtete sie ihm, dass ihre Mutter 1945 die Großeltern auf dem Hof damit vergiftet hatte. Die Alten wollten ihr Ostpreußen nicht mehr verlassen und hätten die Flucht wahrscheinlich auch nicht überlebt. Es war ein Familienakt der Gnade gewesen, ein kollektiver Giftmord. Und als die zweite Flasche Wein geleert war, hatte sie seine Hand gegriffen und ihm das Versprechen abgerungen, sie ebenfalls zu erlösen, wenn sie mal alt und krank sei. Erlösen hatte sie gesagt, nicht töten.

Aber genau das war es. Mord. Ein Mord, den er schon vor Monaten hatte begehen wollen.

Missmutig erinnert er sich an die unzähligen Tassen Eibentee auf ihrem Nachttisch. Er kann sie kaum noch zählen. Und auch nicht die durchwachten Nächte und die zähen



Morgengrauen, an denen er den Trunk in den Abguss gegossen hatte, wohl wissend, dass seine Mutter wegen seiner Unfähigkeit weiter leiden musste, dass der Alzheimer unerbittlich Gehirnzelle nach Gehirnzelle eroberte und sie langsam verschwinden ließ.

Aber heute würde er es tun. Heute würde er ein Mann sein und ein guter Sohn.

Er trinkt noch ein Glas und zwingt sich an ihr Bett. Ihre Augen sind geöffnet, fixieren einen Punkt außerhalb seiner Welt. Er fährt das Kopfende des Pflegebettes hoch, versichert ihr, dass alles gut werden wird, streicht ihr sanft über das schütterere Haar und dann über die Wange. Danach greift er entschlossen nach der Tasse und nach dem Handtuch gegen das Kleckern, lächelt sie an, denkt an seinen Auftrag, und dass es bald vorbei ist, und fängt an zu zittern.

Erinnerungen fluten seine Sinne. Gemeinsame Spaziergänge um den Schlachtensee, Kaffee und Kuchen an den Sonntagen, angenehm belanglose Gespräche und eine bedingungslose Liebe, die er nie bei einem anderen Menschen gespürt hatte, nicht bei seiner Schwester, nicht bei seinem Vater.

Er stellt die Tasse wieder ab, legt das Handtuch daneben, wankt zum Tisch und füllt sein Glas. »General Peter braucht eine Pause«, flüstert er. »General Peter ist eine Memme!«

Er trinkt und versucht sich anzuspornen, indem er unliebsame Erinnerungen ins Bewusstsein zwingt, denkt an die vielen vergessenen Worte, die durch Ähs und Dingsdas ersetzt worden waren, denkt an das Herumirren seiner Mutter, ihre ständige Suche nach dem verstorbenen Mann, denkt an den Wasserkocher, in dem sie ihm die Würstchen gekocht hatte.

Danach war er zu ihr gezogen, hatte sich in sein altes Kinderzimmer einquartiert und einen Pflegedienst gesucht. Aber keiner hatte seinen hohen Ansprüchen genügt und sei-

ne Schwester verweigerte sich, gestand ihm unter Tränen, dass sie nicht zur Pflegerin taugte. So kümmerte er sich alleine, rund um die Uhr, versah die Steckdosen mit Kindersicherungen, passte auf den Herd auf und verriegelte die Haustür. Das ging gut, bis er den wichtigen Auftrag bekam, auf den er seit Jahren gehofft hatte. Da sah er sich gezwungen, doch fremde Menschen ins Haus zu holen.

Er spürt ihren Blick im Nacken, dreht sich um und lächelt. Sie lächelt zurück, hebt mühsam den rechten Arm, streckt ihn in seine Richtung. Er eilt zum Bett, beugt sich vor und sie streicht ihm unbeholfen über die Wange. »Bist eine gute Eibe.« Dann fallen Hand und Arm zurück auf das weiße Laken und die Augen zu und sie schläft ein.

»Eine gute Eibe«, flüstert er und erinnert sich an den Nachmittag, an dem die selbst gemachte Sahnetorte auf dem Tisch stand und das Kräuter- und Pflanzenbuch daneben lag. Seine Mutter hatte ihn ermuntert, doch einmal hineinzusehen und er überflog die markierten Stellen, las den Teil mit den Eibenbäumen, den Tollkirschen und den richtigen Pilzen und lauschte ihren Erklärungen im freundlichen Plauderton, wie man töten kann, ohne dass es jemand bemerkt.

Er hatte ihre Worte höflich über sich ergehen lassen und gedacht, dass es nie so weit kommen würde, hatte sich ihre Endlichkeit nicht vorstellen können.

Er beschließt, sie erst einmal schlafen zu lassen und sich noch ein wenig Mut anzutrinken, wankt zurück zum Tisch, lässt sich auf den Stuhl plumpsen und greift nach dem Schnaps, wünscht sich, noch zu rauchen. Dann würde er jetzt auf die Terrasse gehen, könnte noch einmal Luft holen und sich endgültig von der Richtigkeit seiner Entscheidung überzeugen. Stattdessen schenkt er sich noch einmal ein, lauscht den regelmäßigen Atemzügen seiner Mutter, legt den Kopf auf den Tisch und schließt die Augen.

Als er erwacht, dämmt es bereits. Der neue Morgen sucht sich seinen Weg durch die nicht geschlossenen Vorhänge, streicht durch das Zimmer und verweilt auf seinem Gesicht. Er wischt das Licht zur Seite, hebt unwillig den schweren Kopf und lauscht in den Raum. Der Klang hat sich verändert, etwas fehlt. Als ihm die Stille bewusst wird, springt er entsetzt auf, sucht Halt an der Tischecke, weil sich alles dreht, und sieht zum Bett. Die Mutter liegt noch genauso da, wie vorhin, auf dem Rücken, die Augen geschlossen, den Mund geöffnet. Aber sie atmete nicht mehr.

Vorsichtig löst er sich vom Tisch, nähert sich ihr, linst in die Tasse und starrt die Tote an, greift nach der kalten Hand und lässt sie entsetzt wieder fallen. Verzweifelt rüttelt er an dem vertrauten Körper, der eben noch geatmet hat, sich jetzt aber, wegen der eingesetzten Totenstarre kaum noch bewegen lässt. Tränen fluten seine Augen, ein Schrei entflieht seinem Mund, der nicht enden will, bis sich zwei Arme um seinen Oberkörper legen und ihn entschlossen vom Bett wegziehen.

»Sch, sch . . .«, flüstert die vertraute Stimme. »Sch, sch . . . Alles wird wieder gut.«

Er fühlt sich in der Zeit zurückversetzt, fühlt sich wie der Fünfjährige mit dem aufgeschürften Knie, riecht den nach Zitrone duftenden Atem seiner zehn Jahre älteren Schwester und hört auf zu weinen.

»Sie ist tot«, flüstert er, »und ich habe sie . . .«

»Geliebt. Ich weiß«, unterbricht ihn Marion und streicht ihm sanft über den Kopf. »Aber sie war sehr krank. Wir wussten, dass sie sterben wird.«

»Aber ich habe sie . . .« Er löst sich langsam aus der Umarmung und dreht sich zu ihr um. »Ich habe sie . . .«

»Das weiß ich doch und jetzt ist alles gut.«

Er betrachtet sie irritiert und fragt leise: »Seit wann bist du hier?«

»Ich bin sofort gekommen, nachdem du mich angerufen hast. Du hast gesagt, dass es Mama nicht gut geht und ich kommen soll.« Sie betrachtet ihn fragend. »Erinnerst du dich nicht mehr daran?«

»Doch, doch«, lügt er und schlurft zurück zum Tisch, greift nach der Karaffe mit Wasser und trinkt gierig.

Sie deutet auf die leere Schnapsflasche. »Hast du die ganze Pulle geleert?«

Er schüttelt automatisch den Kopf, erinnert sich noch, die volle Flasche aus dem Kühlschrank geholt zu haben, erinnert sich an das Lächeln der Mutter, bevor sie eingeschlafen ist, an die gefüllte Tasse mit dem Eibentee auf ihrem Nachttisch und dann an nichts mehr. Blackout.

»Ich habe uns Kaffee gekocht. Soll ich dir einen holen?«

»Bitte«, flüstert er und ist froh, dass Marion den Raum verlässt, eilt zum Nachttisch, greift die leere Tasse, spült sie mit Wasser aus und gießt den Sud in den Topf des Philodendron, denkt an die Eibennadeln im Kochtopf und dass er sie entsorgen muss und den Müll runterbringen. Aber dafür muss er in die Küche gelangen, ohne dass seine Schwester es bemerkt.

Marion kommt mit zwei Bechern dampfendem Kaffee zurück und stellt einen davon vor ihm auf den Tisch. Lächelnd legt sie eine Serviette daneben und breitet drei Kekse darauf aus. »Ich habe dir Gebäck mitgebracht. Brot habe ich keines gefunden.«

Er bedankt sich, trinkt einen Schluck, der ihm heiß durch die Kehle rinnt und ihn von innen wärmt, fragt sich, ob die Mutter sich auch gewärmt gefühlt hat, als der Tee in ihren Körper floss. Hatte sie erkannt, dass er sein Versprechen einlöste und ihr Gift gab? Und war sie erleichtert?

»An was denkst du?«, fragt seine Schwester, den Kaffeebecher fest umschlossen, die Gesichtszüge angespannt.

Er zuckt die Schultern und Schuld überflutet ihn. Viel-

leicht hatte die Mutter es doch nicht gewollt. Vielleicht hatte sie ihn im Todeskampf angesehen und gebeten ihr zu helfen.

Und was hatte er gemacht? Hatte er sie angelächelt, sie getröstet, ihr gesagt, dass bald alles vorbei sein würde und dann alles gut sei.

»Hallo? Schwester an Bruder. Bist du noch da?«

Er hebt den Kopf und blickt in zwei verweinte Augen.

Marion greift seine Hand. »Es ist alles gut so, wie es ist. Sie hat es so gewollt.«

Ihre Worte entflammen einen Hoffnungsschimmer, surren durch seinen Körper und nisten sich im Kopf ein. Was, wenn nicht er der Mutter den Tee gereicht hatte, sondern seine Schwester, während er schlief? Wieder ein kollektiver Familienmord. Fast schon Tradition. Damit könnte er leben. Aber wie sollte er sie danach fragen?

»Sie sah nicht schön aus, als ich gekommen bin«, sagt Marion. »Sie hatte sich erbrochen und eingemacht.« Sie sieht ihn fragend an. »Hast du ihr irgendetwas zu essen gegeben, was sie nicht vertragen hat?«

»Sie hat seit Wochen kaum noch etwas zu sich genommen«, antwortet er.

»Vielleicht hat die Pflegekraft ... Sie war doch bestimmt am Abend da.«

Er schüttelt den Kopf. »Ich habe den Pflegedienst für gestern abbestellt.«

»Wieso denn das?«

Er zuckt mit den Schultern. »Schätze, ich wollte einfach mal einen Abend mit Mama alleine sein. Du weißt doch, dass mich diese Pflegerinnen nerven. Sie wollen immer unterhalten werden.«

Seine Schwester runzelt die Stirn. »Aber du hast sie doch gewollt, hast gesagt, dass dir die Pflege allein zu viel wird.«

»Ja, schon. Aber manchmal halte ich sie einfach nicht aus und schicke sie weg. Besonders diese Dicke. Die redet im-

mer wie ein Wasserfall, aber nur mit mir und gar nicht mit Mama.«

Marion lächelt. »Vielleicht will sie dich anbaggern. Bist doch 'ne gute Partie. Junggeselle im besten Alter. So einen findet man nicht so leicht.«

Er verzieht gequält das Gesicht, verkündet auf die Toilette gehen zu müssen und verlässt den Raum. Im Flur bleibt er kurz stehen, horcht, ob Marion ihm folgt und huscht in die Küche. Der Topf mit den Eibennadeln steht auf dem Herd, so wie er ihn hinterlassen hat. Er trägt ihn zum Mülleimer, schöpft die Nadeln mit der Hand heraus und spült ihn aus. Dann eilt er ins Bad und drückt die Spülung. Er wäscht sich die Hände und schlägt sich kaltes Wasser ins Gesicht, schaut in den Spiegel und betrachtet darin das Gesicht eines Mörders, muss seine ganze Kraft mobilisieren, um sich von seinem Abbild abzuwenden und sich zurück ins Zimmer zu zwingen. Seine Schwester sitzt noch genau dort, wo er sie verlassen hat. Tränen laufen ihr über die Wangen.

»Irgendwie habe ich in den letzten Wochen immer damit gerechnet, dass sie stirbt und jetzt . . .«, sie schluchzt laut auf, »trifft es mich doch unerwartet.«

Sie versucht ein Lächeln, steht auf und geht zum Bett. »Aber wenigstens muss sie jetzt nicht mehr leiden. Das ist doch gut so. Sie hätte es bestimmt so gewollt.«

»Woher willst du das wissen?«, fragt er scharf.

Marion blickt zu ihm hin. »Bei unserem letzten Kaffeetrinken, du warst auf der Toilette, da hat sie mir gesagt, dass sie sterben will.«

»Hat sie dir auch gesagt, wie sie sterben will?«

Sie blieb ihm die Antwort schuldig und nestelt nervös an der Zudecke.

Peter erhebt sich und stellt sich hinter sie. »Als du kamst, war sie da wirklich schon tot?«

Seine Schwester hält in der Bewegung inne.

»Wieso fragst du mich das?«

»Gegenfrage gilt nicht.«

»Ich habe versucht, dich zu wecken.«

»Nachdem du ihr . . .? Na, du weißt schon.«

»Es war hoffnungslos.« Sie schluchzt auf. »Und Mama war tot und ich habe die Waschschüssel geholt, um ihr das Gesicht und den Mund zu waschen . . .«

»Den Mund?«

Sie dreht sich langsam zu ihm um. »Ja, auch den Mund«, zischt sie. »Ich konnte doch nicht das Zeug da drin lassen.«

»Welches Zeug?«, fragt er.

»Die Kotze! Mein Gott, Peter, hörst du nicht zu. Und warum fragst du das? Es war total ekelig und du hast geschlafen wie ein Toter.«

Marion dreht sich von ihm weg und geht zum Tisch. Er sieht ihr hinterher und dann zu der Mutter, überlegt, wann die Totenstarre eingesetzt hat, rechnet zurück.

Geplant hatte er ihren Tod um zehn Uhr. Das war die Zeit, zu der sie früher immer zu Bett gegangen war und er hatte diesen alten Rhythmus gewollt und nicht den neuen der Demenz, der sie bereits um sechs Uhr schlafen ließ. Um neun hatte er die drei Schlaftabletten neben die Tasse gelegt, ein Glas Wasser bereitgestellt und den Tee bereitet. Um halb zehn wollte er ihr die Tabletten geben, um ihr die Wirkung des Giftes zu erleichtern, und hatte das wahrscheinlich auch getan, denn sie lagen nicht mehr dort.

»Als du Mama vorhin gewaschen hast, hast du da irgendetwas vom Nachttisch genommen?«

Marion errötet, zögert, senkt den Blick. Peter betrachtet sie erwartungsvoll, hofft, dass sie ihm jetzt gesteht, der Mutter erst die Tabletten und dann den Tee gegeben zu haben.

»Ich erinnere mich nicht so genau. Was soll ich denn weggenommen haben?«, nuschelt sie.

»Tabletten«, sagt Peter.

»Tabletten«, wiederholt Marion.

Er geht zum Tisch und stellt sich vor ihren Stuhl. Sie vermeidet, ihn anzusehen.

»Und du bist sicher, dass Mama schon gestorben war, als du gekommen bist?«, fragt er.

»Natürlich bin ich das. Und du? Wieso hast du geschlafen? Hast du nichts davon mitbekommen? Man stirbt doch nicht einfach so. Erst recht nicht, wenn man dabei kotzt. Das hättest du doch hören müssen.«

»Ich war betrunken«, murmelt Peter.

Marion hebt den Blick und betrachtet ihn. »So betrunken kann man doch gar nicht sein. Wahrscheinlich hast du sie gehört und nichts gemacht. Du hast doch gewollt, dass sie stirbt.«

»Und du?« Peter sticht mit dem Zeigefinger in ihre Richtung. »Vielleicht hat sie ja doch noch gelebt, als du gekommen bist und du hast ihr beim Sterben zugesehen, hast sie langsam ersticken lassen. Du wolltest doch auch, dass sie geht. Dir konnte es doch nicht schnell genug gehen.«

Marion sackt in sich zusammen. »Ich wollte das nicht, glaube mir.«

Peter zwingt sich, sie nicht an den Schultern zu greifen und ein Geständnis aus ihr herauszuschütteln, das seine Erlösung sein würde. Stattdessen verschränkt er die Hände auf dem Rücken und schweigt. Die Stille des Raumes flutet seine Sinne. Er schwankt leicht.

»Ich habe nur die zwei Tabletten eingesteckt«, flüstert seine Schwester. »Ich wollte einfach mal wieder ein paar Nächte schlafen. Sie war doch schon tot, als ich kam. Sie hat sie nicht mehr gebraucht und da habe ich mir auch noch die anderen aus dem Medikamentenschrank genommen.«

»Nur die zwei Tabletten«, wiederholt er matt.

»Die, die auf dem Nachttisch lagen, neben dem halb leeren Glas Wasser und der leeren Tasse«, erklärt Marion.

Peter lässt sich schwer auf den Stuhl sinken und denkt, dass er wenigstens, wie geplant, der Mutter eine Tablette gegeben hat und erst dann den Tee, damit sie ihren eigenen Tod verschläft. Dieser Gedanke tröstet ihn ein wenig.

»Wir müssen einen Bestatter rufen«, sagt er.

»Vorher noch den Arzt.«

»Wieso einen Arzt?«

»Sie kann nicht abgeholt werden, bevor ein Arzt den Tod bescheinigt und wenn er Zweifel hegt, dass es sich um einen natürlichen Tod handelt, wird sie obduziert. Ich habe mich kundig gemacht, damit wir alles richtig machen, wenn es so weit ist. Ich wusste ja, dass du dich nicht darum kümmern würdest.«

»Ich habe sie gepflegt«, sagt er.

»Das hast du nur getan, weil du die Vollmachten für das Konto haben wolltest. Wer weiß, wie viel du davon schon ausgegeben hast.«

Ziemlich viel, denkt er und freut sich auf einmal.

Er hatte sich und der Mutter einiges gegönnt. Taxis zu Seniorenveranstaltungen, Kleider und Schmuck, Ausflüge ins Umland mit einem Mietwagen der Oberklasse. Sie hatten den Luxus und ihre gemeinsame Zeit genossen, währenddessen seine Schwester nur immer pflichtschuldig an den Sonntagen mit drei Stücken Kuchen vorbeigekommen war und gar nicht mehr als es der Mutter immer schlechter ging, als sie ihre Kinder nicht mehr erkannte, als sie nicht mehr wusste, wer sie selber war.

»Wieso hast du sie nicht mehr besucht?«, fragt Peter.

»Aber das habe ich doch«, widerspricht Marion halbherzig.

»Ja, früher vielleicht.«

»Ich hab's nicht mehr ertragen. Jedes Mal wenn ich gekommen bin, war sie noch weniger.«

»Aber ich, ja? Ich durfte ihren Verfall begleiten.«

»Das hast du doch so entschieden. Ich habe dich nicht dazu gezwungen.«

»Nein, du hast mich nicht gezwungen. Du hättest sie in einem Heim verrotten lassen, in der Hoffnung, dass sie dort schneller stirbt. Selbst das Geld für den Pflegedienst lag dir im Magen. Hast du sie deshalb getötet?«

»Getötet? Ich glaube, du bist immer noch besoffen. Soll ich jetzt den Arzt anrufen?«

Sie steht langsam auf. Er greift ihren Arm und hält sie fest. »Und wenn du sie doch vergiftet hast?«

Marion reißt sich los und verlässt laut schnaubend den Raum. Peter greift nach der Schnapsflasche, erinnert sich, dass sie leer ist, und stellt sie zurück auf den Tisch.

Es klingelt. Er rührt sich nicht. Er erwartet niemanden. Erst als die Haustür aufgeschlossen wird, dreht er den Kopf zum Flur hin, hört ein »Hallo, jemand zu Hause?« und wundert sich. Kurz danach betritt eine Pflegerin den Raum. Es ist die Nette, die, die immer länger bleibt, als es die ambulant verordneten Minuten vorsehen, die, die immer mit der Mutter redet und lacht. Sie begrüßt ihn mit Handschlag und einem Lächeln, das erfriert, als sie sich der Toten zuwendet.

»Wann ist sie gegangen?«, erkundigt sie sich und geht langsam zum Bett.

»Heute Nacht«, antwortet er und beobachtet, wie sie der Mutter sanft über die kalte Wange streicht, leise weint und Worte zum Abschied flüstert. Dann strafft sich ihr Rücken, sie betet laut ein Vaterunser und kommt zurück an den Tisch.

»Obwohl ich schon so lange in dem Beruf arbeite, überrascht es mich immer wieder, wie plötzlich die Menschen sterben. Gestern Nacht war Ihre Mutter noch so gut gestellt.«

Peter hebt den Blick. »Gestern Nacht?«

Die Pflegerin zeigt auf die Schnapsflasche. »Tut mir leid, dass ich Sie am Tisch sitzen gelassen habe. Aber Sie waren so betrunken, dass es mir nicht gelungen ist, Sie ins Bett zu bringen.«

»Wieso waren Sie überhaupt hier?«

Sie betrachtet ihn irritiert. »Ich hatte Dienst.«

»Ich habe der Pflegedienstleitung Bescheid gesagt, dass niemand zu kommen braucht«, erklärt Peter.

»Das ist nicht bei mir angekommen. Aber in Anbetracht Ihres Zustandes war das ja nur gut so.«

»Und meine Mutter? Hat sie noch gelebt, als sie gegangen sind?«

»Aber ja. Wir haben ein bisschen beieinandergesessen, geredet und gelacht und gebetet. Dann habe ich sie gewaschen und gewickelt, ihr die Tablette für die Nacht gegeben und den Tee, den Sie gekocht hatten. Den mochte sie wirklich gerne. Sie hat den ganzen Becher ausgetrunken. Danach bin ich gegangen.«

Peter braucht eine Weile, um das Gehörte zu verstehen. Dann lächelt er selig und flüstert: »Danke.«